

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 89.

Mittwoch, 17. April.

1929.

(8. Fortsetzung.)

Der Moro-Konzern.

(Nachdruck verboten.)

Roman von H. Weirauch.

Während so der Finanzmann sich in nicht gerade erfreulicher Unterhaltung mit dem Landrat befand, gingen zwei Menschen glücklich und ohne Sorgen durch die herrlichen Wälder der Schonburger Herrschaft dahin. Rolf Brandt und Katharina von Hollen. In einem kurzen grünen Faltenrock mit Pullover, den ihr Moro aus Norwegen mitgebracht hatte und auf dem in dezenter Weise allerlei jagdbare Tiere kunstvoll eingewebt waren, ging sie an seiner Seite. Auf ihrem Vagantkopf saß fest ein wetterfester, schlichter Filzhut, den ein reicher Gamsbart schmückte. Über der Schulter trug sie eine Pirschbüchse neuester Konstruktion. Neben ihrer biegsamen Gestalt schritt in einfachem Jagdanzug, mit Gewehr und Fernglas, Rolf Brandt.

Es war warm, und die schrägen Strahlen der Spätnachmittagssonne fingen sich in den die Zweige der Büsche und Bäume verbindenden Spinnweben, denen die beiden, sich lachend, immer wieder ausweichen mußten.

Sie hatten den Rand des hohen Buchenbestandes erreicht und standen am Hange, da, wo der Blick weithin schweift über das herrliche Land. In der Ferne sah man die ersten Häuser des Pfarrdorfes, das sich im Blütenschnee der Obstbäume verlor. Schweigend blickten die beiden hinaus in die werdende Natur zu ihren Füßen.

„Ich habe Ihnen noch nicht gedankt, Fräulein Katscha“, fing Brandt an, das Schweigen brechend, „daß Sie mit nach hier gekommen sind.“

„Was hätten Sie mir da zu danken?“ wehrte das Mädchen eifrig ab. „Viel eher bin ich Ihnen Dank schuldig, daß Sie uns zu diesem herrlichen Flug mitgenommen haben.“

„Und doch, Fräulein Katscha, bin ich Ihnen dankbar; denn nur durch Ihre Anwesenheit ist es ein herrlicher Flug geworden.“

Eine leichte Befangenheit hatte sich des Mädchens bemächtigt, so sehr es sich auch über die Worte des Mannes freute. Durch eine etwas über mannshohe Tannenschonung führte der mit Gras bewachsene Weg, und bald gelangten sie an eine kleine Lichtung, auf der ein Blochhaus stand. Am Rande der Schonung zog sich, den Tannen folgend, ein schmaler, langer Wiesenstreifen hin, der jenseits von dem hohen Laubwald begrenzt war. In der Mitte der Wiese floss mit heimlichem Murmeln ein Bach. Ganz einsam war dieser Platz, und in jedem Jahre standen dort einige gute Bäume. Hier wollte Brandt heute pirschen, um sich für den morgigen Tag einen braven Bod auszumachen.

„Wir haben noch Zeit“, meinte er, als sie die Hütte erreichten. „Lassen Sie uns noch einen Blick da hineinwerfen. Hier habe ich jene traurige Nacht zugebracht, in der Graf Bodo starb.“

Katscha war einverstanden, und sie holten aus dem hierfür bestimmten Versteck den Schlüssel und betraten das Häuschen. Es enthielt nur drei Räume und hatte den Zweck, bei schlechtem Wetter Schutz zu gewähren, oder Jägern, die in diesem Teil des Waldes jagen wollten, ein Nachtquartier zu bieten.

„Keine zwei Kilometer war ich hier von der Stelle entfernt, wo der arme Graf getötet wurde. Ich habe es erst am anderen Vormittag erfahren, als ich ein

Reh nach dem Dorfe brachte, das ich schwerkrank-gehoffen angetroffen hatte. Marz und ich hatten noch Nachtsuche gehalten, während die anderen Jäger schon abgefahren waren.“

„Oh, Herr Rolf, erinnern Sie mich nicht an dieses schreckliche Unglück! Ich habe genug darunter gelitten.“

Rolf ließ sofort von dem Thema ab, und sie gingen aus dem Blochhause und wandten sich zur Wiese.

„Wie wundervoll ist diese Einsamkeit!“ flüsterte Katscha.

„Ich brauche sie zuweilen“, fuhr Rolf gedankenvoll fort, „um mich von der Arbeit zu erholen — und von den Menschen.“

„Von den Menschen?“ fragte erstaunt das Mädchen. „Wieso?“

„Nun“, gab er zurück, „es geht mir ja ganz gut; ich habe zu leben, ich habe sogar manchen Erfolg, und doch, es ist so vieles, das ich mir anders wünschte. — Die Menschen vor allem. Dieses Jagen und Hasten nach Gewinn, dieses skrupellose Niedertreten all dessen, was sich einem in den Weg stellt: es ist abscheulich! Verächtlich sind mir die Menschen. Warum können sie dem anderen nichts gönnen?“

„Sie haben recht“, seufzte Katscha leise. „Ich habe daselbe auch schon gedacht.“ Und sie sah im Geiste ihren Onkel, den großen Finanzmann, vor sich, auf den diese Beschreibung nur zu gut passen mochte.

„Sie, Fräulein Katscha, begreifen mich. Ich fühle es.“ Und als das Mädchen schweigend vor sich hinblickte, fuhr er fort: „Darum bin ich glücklich in Ihrer Nähe, Katscha. Können Sie das verstehen?“

Er nahm ihre Hand in die seine. „Katscha, ohne Sie würde ich all das nicht mehr ertragen können. Ich meine, Ihnen geht es ebenso; wir beide gehören zusammen.“

Als aber das Mädchen noch schwieg und nur errötete, sagte er: „Katscha, liebe kleine Katscha, willst du meine Frau werden?“

Da legte sie ihren blonden Kopf leise an sein: Brust und sagte nur: „Rolf! Lieber Rolf!“

Er aber rief sie in seine Arme. —

Es dämmerte.

Drunten auf der Wiese traten, sorgsam sichernd, die Rehe aus dem Holz, eins nach dem anderen; der Hase hoppelte bis zum Rande und machte sein Männchen. Er äugte umher, ob kein Feind nahe. Sie alle ahnten nicht, daß Vorsicht heute wohl vonnöten war; denn der Jäger hielt sein Lieb im Arm und dachte nicht an Jagd und Mord.

Als Katscha und Rolf von diesem ereignisreichen Pirschgang ins Schloß zurückkehrten, trafen sie Moro in eifrigem und ernstem Gespräch mit dem Verwalter, dem Obersteiger und Doktor Werth an.

Auf dem großen Tische im Bibliothekszimmer waren riesige Karten und Pläne ausgebreitet. Papiere lagen umher, und Doktor Werth hatte einen längeren Brief vor sich. Von dem bei Kreuz liegenden Werk war eine ungünstige Nachricht eingelaufen. Ein Schacht, der dort abgeteuft wurde, war erschossen. Nach dem vorliegenden Bericht schien die Schuld dem Leiter der Bohrtrupps zu treffen. Das Wasser war mit solcher Ge-

schwindigkeit in den Schacht gedrungen, daß die Arbeiter nur das nackte Leben zu retten vermochten.

Die um Moro versammelten Herren äußerten sich zu dem bedauerlichen Falle sehr vorsichtig, konnte doch ein abschließendes Urteil erst an Ort und Stelle erlangt werden. So entschloß sich denn Moro, gleich am folgenden Tage nach dem Werk zu fahren, um dort selbst die nötigen Anordnungen zu treffen. Mehrere Sachverständige von anderen Werken sowie vom Oberbergamt wurden telephonisch um ihr Erscheinen gebeten. Sie sollten in Kraftwagen an die Unglücksstelle gebracht werden.

Moro trug äußerlich, wie immer, eine ruhige Miene zur Schau, doch war der Fall für ihn unter allen Umständen recht unangenehm. Zum mindesten standen ganz erhebliche Mehrausgaben in Aussicht, bis der Schacht gerettet war, und die Auseinandersetzungen mit den verschiedenen Werken, die um ihr Geld bangen würden, versprachen nichts weniger als angenehm zu werden. Moro zog sich daher nach einem etwas eiligen und stillen Imbiß, den er mit den anwesenden Herren, mit Katscha und Brandt einnahm, zurück, um noch Vorbereitungen für die Fahrt am anderen Tage zu treffen. Katscha und Rolf waren auf diese Weise allein, und das war gut; denn das, was sie sich heute zu sagen hatten, geschah am besten ohne Zeugen.

Am nächsten Vormittag gingen Katscha und Rolf mit viel Glück auf die Jagd. Den Nachmittag benutzten die beiden Liebenden, um einen Ritt nach der Stadt zu machen. Man konnte fast den ganzen Weg durch herrliche Wälder reiten. Nur das letzte kurze Stück mußte auf der schnurgeraden Chaussee zurückgelegt werden.

Ruhig trabend, erreichten die beiden den Schatten der Bäume, in denen sie, in Schritt fallend, untertauchten. Hier herrschte eine wohlthuende Kühle, die sie freudig genossen. Die Pferde gingen am langen Zügel gemächlich dahin, streckten die Hälse weit vor und naschten da und dort von den herabhängenden Zweigen.

Bald war die große Schenke erreicht, die sich terzengerecht über zwei Kilometer hinzog. Eben und mit Gras bewachsen war der breite Grund, Er lud zu langem Galopp ein. Der Versuchung konnte kein Reiter widerstehen. Sie nahmen ihre Tiere härter heran, und gleich darauf flogen sie Seite an Seite in flottem Tempo dahin.

Dann ging es eine halbe Stunde in ruhigerer Gangart quer durch den Wald. Bald war der Rand erreicht. Unten lag die Straße, die in gerader Linie zur Stadt hinführte. Im Schritt legten die beiden diesen letzten Teil des Weges zurück und brachten die Pferde trocken und mit ruhigem Atem in den Stall des Gasthofs, wo sich der Knecht, ein alter Bekannter von Rolf, ihrer annahm, ihnen Heu vorwarf und Wasser vorhielt.

Die beiden setzten sich zu kurzer Rast ins Nebenzimmer und bestellten eine Kleinigkeit. Im anstoßenden Gastzimmer, dessen Tür offenstand, hörte man eine lebhaft Unterhaltung. Eine Gesellschaft Einheimischer saß da von einer kleinen Feier, die um Mittag stattgefunden hatte, noch beisammen. Die Köpfe waren offenbar durch den genossenen Alkohol etwas erhitzt, denn die Reden wurden in lärmender Weise geführt.

„Seither stimmt es nicht mehr da oben!“ hörte man eben einen der Leute sagen. „Seit der Graf tot ist.“

Katscha, der es peinlich war, die Unterhaltung ungewollt belauschen zu müssen, bat Rolf, er möchte die Tür schließen. Rolf aber war damit nicht einverstanden.

„Es wird einem leicht als Hochmut ausgelegt“, meinte er. „Außerdem ist es doch immer ganz amüsant, solche Debatten mit anzuhören.“

Ein Schreiber vom Landratsamt hatte das Wort ergriffen. Er galt als wichtige Amtsperson in seinem Kreise nicht wenig.

„Recht haben Sie“, pflichtete er dem vorigen Sprecher bei, „und der Herr Landrat hat das auch schon gesagt. Gestern war der Moro bei ihm; da haben sie darüber gesprochen.“

„Wird viel nützen!“ warf spöttisch lachend der Lederwarenhändler ein. Er hatte seinen Laden gegenüber und schaute immer mal rüber in die Wirtschaft, wie er sich ausdrückte. Das Schauen pflegte darin zu bestehen, daß er sich zu der gerade im Gastzimmer befindlichen Gesellschaft setzte und einige Schoppen trank. Mehrmals am Tage schaute er so hinüber.

„Doch wird es nützen“, wehrte sich der Amtsschreiber. „Der Herr Landrat hat sehr ernst und streng mit ihm gesprochen. Ich ging gerade durchs Zimmer und habe es deutlich gehört.“

„Sie sollen doch die ganzen Berliner Herren zum Teufel jagen da oben!“ schlug mit erfrischender Einfachheit der Schlächtermeister vor. „Das ist das Beste! Vorher wird es nicht anders.“

Ein beifälliges Lachen kam von der Tafelrunde. „Der Graf Konstantin ist schon recht“, fuhr der Sprecher von vorn hin fort. „Der würde es halten wie sein Bruder, wenn er etwas zu sagen hätte.“

„Ganz richtig!“ hörte man von verschiedenen Seiten zustimmen. „Die Berliner Herren sind an allem schuld. Die können nicht genug Geld herauspressen aus der Grube.“ „Ja, warum hat denn der Graf nicht mehr zu sagen?“ fragte ein Reisender, der in dem Gasthof verkehrte. „Ja, warum?“ polterte der Schlächter wieder los. „Warum hat er die ganzen Herren hereingenommen in seinen Betrieb? Das soll mir einmal einer klarmachen.“

„Richtig!“ sagte der Lederwarenhändler. „Das verstehe ein anderer. Wenn ich ein Geschäft habe, das gut geht, so nehme ich doch keinen Teilhaber und verdiene dann nur noch die Hälfte oder ein Viertel.“

„Und sie ging gut, die Grube“, bestätigte der dicke Bäckermeister. „Warum nimmt dann der Graf einen Teilhaber hinein?“

„Wenn es bloß einer wäre!“ lachte der schmachtige Schneider Maß. „Einen ganzen Haufen hat er hineingenommen. Den Doktor Werth zuerst, den schwarzen. Dann kam der Moro mit dem Kleinen; Kraak heißt er wohl. Und immer sieht man da neue Gesichter. Ich weiß Bescheid! Ich arbeite für den Menge, den Obersteiger. Da erfahre ich alles und sehe auch die neuen Leute oben. Der Menge kann es auch nicht begreifen, warum Graf Konstantin die Grube nicht für sich behalten hat.“

„Das ist auch dem Herrn Landrat schon aufgefallen“, warf wieder der Amtsdienner ein. Und sich zu den anderen niederbeugend, fuhr er mit leiser Stimme und wichtiger Miene fort: „Ein Beamter von der Polizei hat mit ihm darüber gesprochen. Ich habe gehört, wie er gesagt hat: „Die Sache haben wir auch verfolgt. Wir meinten, es sei eine neue Spur. Aber man kommt nicht weiter.“

„Das glaube ich wohl, daß man da nicht weiterkommt“, sagte der Lederwarenhändler. „Warum soll der Graf nicht einen Teil verkaufen, wenn es ihm Spaß macht; das geht keinen, auch nicht die Polizei, etwas an. Vielleicht hat er Geld gebraucht für seine Flugmaschinen.“

„Sagt, was ihr wollt!“ mischte sich der Schneider hinein. „Etwas stimmt nicht da oben. Darum ist auch der Wohler weggegangen.“ (Fortf. folgt.)

Fußreise.

(Ein Lied im alten Stil.)

Zu Fuße mußt du reisen,
Willst du den Schöpfer preisen,
Der Blumen sonder Zahl
Läßt blüh'n in jedem Tal.

Es sind der Wunder viele
In nimmermüdem Spiele
In jedem Wege aufgestellt
Im buntem Wirrsal dieser Welt.

Es ist ja jede Blüte
Dem sinnenden Gemüte
Wohl eine Gottesgabe
Und stille Seelenlabe.

Und goldner Falter Schweben
Wird unserm Herzen geben
Ein helles Lichtgefunkel
Verjagend alles Dunkel.

Im Wagen fahr'n die andern
Wir aber wollen wandern,
Den Steden in der Hand
Durchs sommerliche Land.

Zu Fuße laßt uns reisen
Und Gottes Schöpfung preisen
Mit nimmermüdem Munde
Jede und jede Stunde.

Hans Gäßgen.

Man kann sich irren.

Von H. Iwars.

Der diensthabende Polizeiergeant trat ein. „Herr Inspektor, Lady Seton möchte Sie sprechen. Sie will eine Anzeige machen.“

Detektivinspektor Mac Cameron stand im hellgrauen Überzieher und weichem Filzhut zum Ausgehen bereit. Er zuckte schmerzhaft mit dem Gesicht. Der obere linke Eckzahn tat ihm weh. Er wollte zum Zahnarzt.

Rasch nahm er den Hut ab. „Ich lasse bitten.“ Lady Seton durfte man nicht warten lassen. Ihre Verbindungen reichten in die höchsten Regierungskreise.

Lady Seton, nicht mehr ganz jung, aber noch immer eine Bezaute der Gesellschaft, war sehr aufgeregte. Sie erzählte rasch, hastig.

Vor zwei Stunden ließ sich Lord David Versely bei mir melden. Er brachte mir Grüße und ein Empfehlungsschreiben meiner liebsten Freundin, der Lady Anne Dimont. Wir plauderten etwa eine Stunde, dann empfahl sich Lord Versely. Nach seinem Weggehen vermischte ich eine Perlenkette. Es kann sie nur Lord Versely entwendet haben. Das heißt der Gentleman, der sich dafür ausgab. Ich fragte im Heroldsamt an. Lord Versely ist vor acht Tagen gestorben, war 70 Jahre alt und ein Sonderling.“

„Wo empfingen Sie den angeblichen Lord?“

„In meinem Boudoir. Wir haben Arbeiter im Hause. Die Telefonleitung wird verlegt, andere Adaptierungsarbeiten vorgenommen.“

„Wann haben Sie die Perlenkette zum letztenmal gesehen?“

„Unmittelbar vor dem Eintritt des Lords. Ich hatte sie in der Hand, als er angemeldet wurde. Ich legte sie auf ein Spiegeltschischchen neben der Ottomane, auf der wir saßen. Als der Lord fortging, war sie verschwunden. Die Lady zeichnete rasch einen Situationsplan des Boudoirs.“

„Allerdings!“ Inspektor Cameron war von dem angeblichen Unglauben abgekommene. „Sonst war niemand in dem Boudoir?“

„Keine Menschenseele“, beteuerte Lady Seton. „Nur ich und er. Eines von uns beiden muß die Kette haben.“

„Ist die Perlenkette wertvoll?“

„Von Sachverständigen auf 5000 Pfund geschätzt. Höher ist ihr Liebhaberwert. Es ist die Kette der Setons. Sie wurde einer Urahne, Lady Sara Seton, von Charly Stuart geschenkt.“

Inspektor Cameron hatte sich eifrig Notizen gemacht. „Wie sah dieser angebliche Lord Versely aus?“

„Groß, schlank, sehr elegant, in der Figur Ihnen ähnlich, Mr. Cameron. Das Gesicht scharf profiliert, etwas kantig. Als besonderes Merkmal eine Zahnlücke im Oberkiefer, bei einem eleganten Gentleman etwas auffallend. Der obere rechte Eckzahn fehlte.“

Inspektor Cameron stieß ein schmerzliches Stöhnen aus. In seinem linken Eckzahn bohrte es wieder, und er schrieb: „Besonderes Merkmal: Zahnlücke im Oberkiefer. Linker Eckzahn fehlt.“

Lady Seton hatte zwar gesagt, „der rechte Eckzahn“, aber Inspektor Cameron schrieb der linke. Man kann sich irren, wenn einem gerade der linke Eckzahn wehtut.

„Wollen Sie einen Preis aussetzen, Lady Seton, für das Zustandekommen der Kette?“

„500 Pfund, Mr. Cameron. Die Kette ist mir teuer.“

Inspektor Cameron schrieb und wünschte die Lady ins Pfefferland. Der Zahnschmerz wurde immer ärger. Endlich empfahl sie sich. Jetzt gab der Inspektor rasch seine Aufträge und stürmte fort, zu Dr. Glosin, dem Zahnarzt der fashionablesten Welt, seinem Schulfreund aus dem Etonkollege.

Zehn Minuten später klingelten die Telephone in allen Polizeistationen, jagten die Boten auf Motorrädern durch die Straßen Londons, mit der Kundmachung des Diebstahls, der Beschreibung des Täters und des ausgelegten Preises. Bobb und Tobb, Did und Charly, Jack und Jimmy, und all die tausend anderen Policemen von London, freuten sich und hofften auf 500 Pfund Belohnung. Scharf sahen sie jedem Gentleman im grauen Überzieher und weichem Filzhut auf den Mund, um die Zahnlücke im linken Oberkiefer zu sehen.

Inspektor Cameron mußte einige Zeit sich im Wartezimmer aufhalten. Dr. Glosin hatte einen Patienten in Behandlung. Der Diener nahm dem Inspektor Überzieher und Hut ab und verschwand damit im Vorzimmer. Bei Dr. Glosin ging es sehr vornehm zu. Endlich, nach einer endlosen halben Stunde, entließ Dr. Glosin seinen Patienten, einen großen, schlanken, eleganten Gentleman, mit scharfprofiliertem, etwas kantigen Gesicht. Glosin begleitete ihn

bis zur Tür und sagte: „Er wird dir die ersten Tage etwas unbequem sitzen, Davy, du mußt dich eben daran gewöhnen.“

Mac Cameron nahm im Operationsstuhl Platz. Glosin untersuchte den kranken Zahn. „Er muß heraus, Mac. Ich habe es dir vorausgesagt, du wolltest aber nicht hören. Jetzt hast du überflüssige Schmerzen gehabt.“

Er füllte die Kokainsprike. „Abgesehen, ich habe vergessen, dir Davy vorzustellen. Davy Armstrong, unseren Schulfreund aus dem Etonkollege.“

Mac Cameron verbiß den Schmerz und fragte: „Armstrong, war es Davy Armstrong, der Patient, der dich eben verließ?“

Glosin suchte die passende Zange. „Freilich, ich hatte nur vergessen, daß du auch im Etonkollege warst.“ Er öffnete Camerons Mund. „Er hat sich irgendwo in Ägypten und den umliegenden Ortschaften herumgetrieben, dort lernte er Lady Anne Dimont kennen. Jetzt hat er zu seinem Geld auch den Titel geerbt. Es ist jetzt Viscount de Versely.“

Die Zange sah fest am Zahn. Mac Cameron mußte stillhalten, nur die Augen rollten beängstigend. Dann befahl sich Dr. Glosin den extrahierten Zahn. Mac Cameron gurgelte: „Davy hat Lady Seton eine Perlenkette gestohlen.“

„Unfinn!“ sagte Dr. Glosin. „Davy hat allein mehr Geld, als die Sippschaft der Setons zusammen. Blamiere dich nicht, teurer Mac.“

Mac Cameron befehlte mit der Zunge die Kugel im linken Oberkiefer. „Das ist aber komisch, da muß ich selbst zu Lady Seton gehen.“

Viscount de Versely hatte kaum Dr. Glosins Haus verlassen, als ihn an der nächsten Straßenecke zwei Policemen anhielten. „Wollen Sie uns sagen, Sir, ob Sie eben einer Dame in Trauer begegnet sind?“ fragte der eine.

Der Lord stutete und sagte scharf: „Nein, Sir, ich kümmere mich um mir begegnende Damen auf der Straße nicht.“

Der andere hatte dem Lord scharf auf den Mund gesehen. Er salutierte höflich: „Entschuldigen Sie, Sir, wir dachten, Sie hätten Sie gesehen.“

Die Policemen gingen weiter. „Er hatte gar keine Zahnlücke“, brummte Tobb. — „Ja“, meinte Bobb, „die Beschreibung paßt auf ihn. Er hatte aber keine Zahnlücke. Man kann sich ja irren.“

Inspektor Mac Cameron suchte ein Auto, um zu Lady Seton zu fahren. Davy Armstrong konnte kein Dieb sein, es mußte sich eine Aufklärung finden lassen. An der nächsten Straßenecke hielten ihn zwei Policemen an: „Wollen Sie uns sagen, Sir, ob Ihnen eine schwarze Dame begegnet ist?“

„Nein!“ sagte Cameron scharf. „Was soll diese idiotische Frage?“

Der andere hatte ihm scharf auf den Mund gesehen. Er streckte den Arm aus und faßte Camerons Rockkragen. „Sie sind verhaftet, Sir.“

Cameron schleuderte den Arm zurück. „Seid ihr toll, Boys. Ich bin der Detektivinspektor Mac Cameron.“

„Zeigen Sie die Erkennungsmarke“, forderte Did. Cameron fuhr in die Tasche und zog ein blutbeflecktes Taschentuch hervor. „Großer Gott“, schrie er, „das ist ja gar nicht mein Überzieher!“

Charly hatte ihn schon wieder beim Kragen. „Spielen Sie uns nichts vor, Master. Sie sind verhaftet.“

Mac Cameron lief die Gasse über. Mit einem Ruckhaken warf er Charly zu Boden. Gleichzeitig sauste Dicks Gummistift ihm über den Schädel. Abgend fiel er nieder. Die beiden Policemen steckten ihn in ein Auto und brachten ihn zur Polizeistation.

„Diesmal haben wir ihn“, meldete Did — „Ja, er hat die Zahnlücke“, bestätigte Charly.

„Es ist der einundzwanzigste, der eingebracht wird“, seufzte der Polizeikommissar. „Sie haben alle Zahnlücken, nur Gentleman ist keiner.“

„Wer sind Sie?“ fragte er den noch halbbetäubten Häufeling.

„Detektivinspektor Mac Cameron von Scotland Yard“, ächzte der.

Der Polizeikommissar schüttelte den Kopf. „Da habt ihr euch eine böse Suppe eingebracht, Boys. Wie kann man sich so irren.“

Inspektor Mac Cameron wurde nach Scotland Yard geschafft und dort agnosziert. In seinem Arbeitszimmer fand er ein Billett von Lady Seton:

„Bester Mister Cameron! Um Himmelswillen machen Sie die Anzeige rückgängig. Lord Versely ist echt. Die Kette hat sich gefunden. Muß, mein Lieblingsaffchen, befand sich im Boudoir und hatte sie in seinem Bettchen versteckt. Ich sah ihn abends zufällig damit spielen. Schaffen Sie den Ball aus der Welt.“

Dankbar Ihre Lady Seton.“

„Man kann sich irren“, seufzte Mac Cameron elegisch.

Die Kette.

Von Wilhelm Ehlers.

Unter den vielen, vielen russischen Abesigen, die beim Ausbruch der großen Revolution ihre Heimat verließen und nach Paris flüchteten, befand sich auch Fürst Wladimir Petrow. Petrow war auch nach seiner Flucht aus Rußland noch ein sehr reicher Mann. Sein Guthaben auf der Bank von England war sehr bedeutend und in den Safes zweier Pariser Großbanken lagen Petrow-Juwelen, die nach Ansicht von Pariser Fachleuten einen Wert von über einer Million Dollar repräsentierten.

Unter diesen glücklichen Umständen war es für Petrow eine Kleinigkeit, in dem damals in besonders bunten Farben schillernden Paris eine bedeutende Rolle zu spielen. Nicht etwa im politischen oder gesellschaftlichen Leben. Nein — das war nichts für ihn. Er war Junggeselle und schätzte die Nächte der Seinestadt. Die elegantesten Lokale, die raffiniertesten Nachtbars zählten ihn zu ihren ständigen Besuchern. Petrow war nichts zu teuer. Kein Wein, keine Frau, kein Spiel. In allen Dingen war er situationsfester, und in allen Künsten des Lebens und der Liebe erfahren. Die Portiers der Nachtlokale vergingen vor Hochachtung, wenn Fürst Petrow nähte, und bei den Damen an den Bar-tischen brach bei seinem Erscheinen jedesmal eine sehr nervöse Unruhe aus.

Eine Weile lang hatte sich Fürst Petrow den internationalen Nachtbetrieb in Paris mit großem Interesse angesehen, hatte auch eine Menge Abenteuer erlebt, war dann aber doch zu der Überzeugung gekommen, daß selbst das farbigste und abwechslungsreichste Treiben in den eleganten Lokalen auf die Dauer eintönig und langweilig sei. Bei einer kleinen Nachmittagspromenade in dem Garten seiner luxuriös eingerichteten Villa, die er sich vor den Toren der Stadt gekauft hatte, dachte Fürst Petrow intensiv über die Frage nach, was er zu tun habe, um den Geschmack am Pariser Nachtleben nicht zu verlieren. Für ihn war das in der Tat eine Frage von höchster Wichtigkeit. Und er fand nach einigem Nachdenken auch einen Ausweg. Er wollte mal in anderen Bezirken wandeln. Das elegante Nachtleben kannte er zur Genüge. Er wollte nun einmal das weniger elegante sehen. Vielleicht war dies das Richtige. Am Abend dieses Tages machte sich Fürst Petrow in sehr einfachem Anzug und ohne den großen Brillanten am Finger auf den Weg nach Montmartre. Dort schlenderte er durch Lokale und Straßen, wie wenn er in eine völlig fremde Stadt gefahren wäre. Alles, was er hier in den kleinen Cafés und Künstlerkneipen sah, interessierte ihn. Hier war ganz gegen seine Vermutung alles viel reiner und ehrlicher, hier fühlte man mit aller Deutlichkeit auch noch den Pulsschlag des wirklichen Paris. Im Eingang zu einem kleinen Restaurant in einer Seitenstraße stieß Petrow mit einem kleinen Mädchen zusammen, buchstäblich zusammen, so daß beide lachen mußten. Und das Mädchen lachte so prachsvoll und frei, daß Petrow stehen blieb und ein paar Worte mit ihr sprach. Er lud sie zum Kaffee ein und ließ sich von der Kleinen erzählen, was sie nur eben wollte. Er hätte ihr stundenlang zuhören können, so reizend plauderte die Kleine. Petrow brannte lichterloh. So etwas hatte er bisher in Paris noch nicht gefunden.

„Komm, wir gehen jetzt eine Flasche Wein trinken“, sagte er zu der Kleinen, aber sie weigerte sich. Wozu er denn das viele Geld ausgeben wolle, das sei doch nicht nötig, meinte sie. Petrow lachte.

„Komm schon, ich habe noch fünfzig Franken. Die reichen für uns.“

Kurz darauf saßen sie in einer kleinen, sehr intimen Weinstube und tranken Burgunder.

„Wovon lebst du eigentlich?“ fragte Petrow unvermittelt. „Hast du einen Beruf?“ — „Aber natürlich, was denkst du denn von mir? Ich bin Vorsüßrindame und kriege 130 Franken. Das ist gewiss nicht viel, aber ich könnte dir — weil du sehr nett bist und mir sehr gut gefällt — monatlich noch 30 bis fünfzig Franken abgeben.“

„Mir willst du noch etwas abgeben von deinen 130 Franken? Wie willst du denn das fertigbringen?“

Die Kleine lächelte, senkte den Kopf etwas und guckte Petrow so von unten her mit ihren großen, braunen Augen an: „Ja, wenn die 130 Franken alles wären, was ich verdiene, dann freilich könnte ich dir nichts geben, aber ich verdiene ja mehr.“

Petrow sah sie fragend an.

„Paß auf“, sagte sie, „ich will dir alles erzählen. Weil du mir gefällst. Ich habe Vertrauen zu dir. Die Sache ist nämlich die: Ich habe einen Freund, von dem kriege ich

monatlich 250 Franken. Das sind zusammen 370 Franken, und davon kann ich dir ganz gut etwas abgeben, wenn dir's schlecht geht.“

„So? Einen Freund hast du“, sagte Petrow beinahe traurig, „und 250 Franken gibt er dir monatlich — ich will nicht indiskret sein, aber was ist denn dein Freund eigentlich, ich meine, welchen Beruf hat er?“

„Mein Freund ist Tänzer!“

„Tänzer?“ wiederholt Petrow unglaublich. „Und als Tänzer verdient er so viel, daß er dir 250 Franken monatlich abgeben kann?“

„Nein, so viel verdient er gerade nicht“, gestand Henriette etwas geniert, „aber du mußt wissen, mein Freund hat eine Verehrerin, eine verheiratete Frau und die unterstützt ihn.“

„Ach so ist das“, lachte Petrow, „wer ist denn die reiche Verehrerin?“

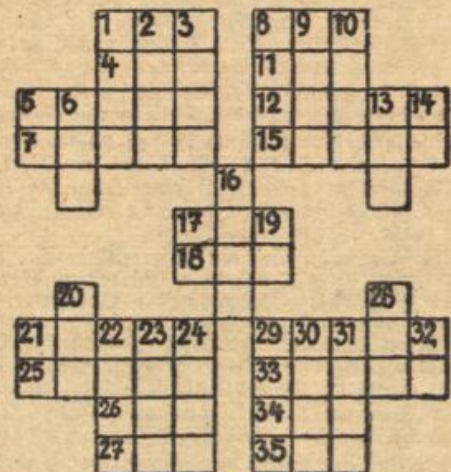
„Ja, weißt du“, sagte Henriette, die kenne ich nicht. Ich weiß nur, daß sie noch sehr jung sein und einen sehr hübschen Mann haben soll. Er ist so etwas wie Ministerialbeamter oder so.“

„Na, das wird wohl nicht ganz stimmen“, meinte Petrow, „so viel verdient heutzutage ein französischer Ministerialbeamter nicht, daß er sich eine elegante Frau, die noch einen Tänzer begünstigt, leisten kann. Der Mann wird wohl was anderes sein? Vielleicht ist er gar Minister?“

Henriette war ganz aufgeregt, weil er ihr nicht glauben wollte. „Doch, doch, du kannst mir glauben. Er ist nicht Minister, sondern nur Beamter im Ministerium, aber er lebt auch nicht von seinem Gehalt. Das würde wohl nicht reichen. Er hat ein Verhältnis mit der Angehe von der Comédie française, und die ist doch die Freundin von dem russischen Fürsten Wladimir Petrow! Und der ist doch einer der reichsten Lebemänner, die es heute in Paris gibt. Das weiß doch jedes Kind.“

In diesem Augenblick fiel dem Fürsten Wladimir Petrow die Zigarette aus dem Mundwinkel, und er machte ein sehr, aber schon ein sehr dummes Gesicht.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Brennstoff. 4. Abschiedswort. 5. Konservertes Tierprodukt. 7. Ausdruck für Kramm. 8. Erdachse. 11. Mädchenname. 12. Gebäud. in der Mehrzahl. 15. Teil des Hauses. 17. Anredeform. 18. Mehrmals. 21. Aufschnitt. 25. Teil des Vortus. 26. Fluß. 27. Artikel. 29. Ostseehafen. 33. Mädchenname. 34. Artikel. 35. Kurs. — Senkrecht: 1. Extra prunkvoll. 2. Gesellschaftsklasse. 3. Sanfterzeugnis. 6. Geographische Bezeichnung. 8. Mittelalterlicher Spiel. 9. Deutscher Fluß. 10. Glanzüberzug. 13. Gewässer. 14. Persönliches Fürwort. 16. Chemisches Präparat. 17. Kurs. 19. Lateinisch und. 20. Artikel. 22. Nummer. 23. Mädchenname. 24. Geflügel. 28. Sagenhafte Gestalt. 29. Italienischer Fluß. 30. Teil des Auges. 31. Gartenanlage. 32. Umlauf.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 83: Senkrecht: 1. Mars. 2. Paas. 3. Jauer. 4. Union. 5. Sal. 6. Elf. 7. Mai. 9. Del. 11. Emu. 14. Olymp. 15. Agnes. 16. Da. 18. Ar. 19. Most. 20. Ralf. 22. Elis. 23. Zug. — Wagerecht: 1. Mal. 3. Ja. 5. Sarpene. 7. Maus. 8. Sila. 10. Paie. 12. Ofen. 13. Roman. 17. Zug. 19. Marv. 21. Ner. 24. To. 25. Ampel. 26. Ur. 27. Stolz. 28. Sieg.